

Sein oder nicht sein Beethoven

Bei der Zusammensetzung des Chronographen hörte er die Symphonie Nr. 6 „Pastorale“. Während er die Maschine lackierte – sie erhielt eine schöne, glänzende Lackierung in Tiefblau – dröhnte die Ouvertüre Nr. 3 zur Oper „Leonore“ aus den Lautsprechern und als die Zeitmaschine den ersten Testlauf absolvierte, wollte er nichts anderes als die Symphonie Nr. 3 „Eroica“ hören.

Er hatte Jahrzehnte Arbeit und das gesamte Vermögen seiner Familie darin investiert, die Zeitmaschine zu bauen, nur um den einen, den einzigen, den einzigartigen Beethoven kennenlernen zu können. Seit er zum ersten Mal die magische Musik aus Beethovens Feder gehört hatte, war er verzaubert. Sein gesamtes Leben und Wirken konzentrierten sich seitdem auf einen Gedanken: „Eines Tages werde ich ihn kennenlernen. Ich werde mit ihm ein Glas Wein trinken und über die Feinheiten der klassischen Musik diskutieren.“ Zu Beethovens Zeit jedoch, war es keine klassische, sondern profane Popmusik. Er musste bei dem Gedanken, die schönsten Stücke, die je von Menschenhand geschaffen wurden, könnten je als Unterhaltungsgeklimper gesehen werden, laut lachen.

Während die Zeitmaschine mit ohrenbetäubendem Lärm und begleitet durch die „Eroica“ ihrem ersten Einsatz entgegenstrebte, stellte er sich die erste Begegnung mit dem Meister in Wien vor: wie er ihm die Hand ausstreckte und seine Meisterwerke lobte. Er stellte sich vor, wie ihn Ludwig – darf ich Sie Ludwig nennen, Meister? – wohlwollend betrachtete und ihn auf einen Imbiss zu sich einlud, und Josephine Brunsvik ihn freundlich begrüßen würde.

Ach! Was für zauberhafte Vorstellungen!

In seinen Fantasien ignorierte er die historisch überlieferte Beschreibung des Künstlers als jähzornig und griesgrämig. Historiker! Was wussten die schon! Genie war schon seit Menschengedenken Hand in Hand mit etwas Wahnsinn einhergegangen. Man denke nur an Dali oder Picasso.

Doch er wollte nicht Dali oder Picasso kennenlernen, sondern Ludwig van Beethoven und seine Zeitmaschine schickte ihn gerade zu der Zeit und dem Ort, wo er seinem Idol mit Sicherheit begegnen musste: zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Wien.

Voller Hoffnung trat er durch die Zeitmaschine und in das historische Wien, nicht ohne sich vorher vergewissert zu haben, dass die sorgfältig ausgewählte und dem Jahrhundert angepasste Kleidung korrekt saß.

Vorsichtig, um nicht als Eindringling aus einer anderen Zeit aufzufallen, schlich er sich durch die Straßen der kaiserlichen Hauptstadt zu der ersten bekannten Adresse des Künstlers. Von allen Seiten prallten unbekannte Gerüche und Geräusche auf ihn ein. So hörte sich das 24. Jahrhundert ganz und gar nicht an. Weder das Hufgetrappel noch die allgegenwärtigen Karren waren ihm vertraut. Der städtische Geruch, eine Mischung aus starken Gewürzen, Parfüms, Pferdeausdünstungen und menschlichen Ausscheidungen, hätte ihn beinahe ohnmächtig werden lassen, doch seine Nase gewöhnte sich unerwartet schnell an die unbekannten Duftnoten. Nach kurzer Zeit konnte er den Geruch der Stadt genauso ignorieren, wie die ungewohnte Kleidung der Bewohner und die eigentümliche Straßenführung. Er irrte Stunden, bis er endlich die Adresse fand, die er auf einem kleinen Zettel unauffällig mit sich führte.

Aufgeregt richtete er seine Kleidung und atmete mehrere Male ein und aus. Er hob die Hand. Zögerte. Bald würde er dem Meister von Angesicht zu Angesicht entgegentreten. Sobald er an der Tür klopfte. Doch er zögerte immer noch. Sah sich das Gebäude an. Selbst für Wiener Verhältnisse war das Gebäude riesig.

Ein kurzer Moment der Unsicherheit durchzuckte den Zeitreisenden. Seine Maschine hatte bei der Bearbeitung der Reisen einen Spielraum von mehreren Monaten. War er jetzt im Mai oder September 1802 gelandet? Das Wetter und die Gegebenheiten passten sowohl zum Spätfrühling als auch zum Frühherbst. Vielleicht wohnte Beethoven gar nicht mehr in dem großen Haus. Oder wohnte noch nicht in dem großen Haus. Doch der Zeitreisende hatte keine Geduld mehr, sich sorgfältig nach dem genauen Datum zu erkundigen. Entschlossen hob er die Hand und klopfte.

„Beethoven? Ludwig van Beethoven?“ Die Haushälterin, die formvollendet gekleidet die Tür geöffnet hatte, schüttelte den Kopf. „Hier wohnt kein Beethoven.“

„Aber gute Frau“, versuchte er zu argumentieren. „Er muss hier sein. Er ist der berühmte Komponist. Bei Haydn in der Lehre.“

Die Haushälterin nickte. „Herrn Haydn kenne ich sehr wohl. Doch ich habe noch nie von einem Beethoven gehört.“

Er seufzte. Gut, er war vermutlich zur falschen Zeit an der falschen Adresse. Beethoven war in Wien immerhin 60-mal umgezogen. Artig bedankte er sich und lüftete seinen Hut zum Abschied – so grüßte man doch im 19. Jahrhundert, oder?

Nach und nach suchte er weitere bekannte Adressen des Meisters auf. Ihm begegnete nur Kopfschütteln.

Jeden Tag kehrte er ins 24. Jahrhundert zurück, um seinen Wissensstand über Beethoven aufzufrischen. Er ging das gesamte Forschungsmaterial erneut durch, alle Enzyklopädien und wissenschaftlichen Publikationen, besuchte Museen und Bibliotheken, grub sich durch antike Unterlagen und Dokumente.

Dann ging er erneut ins beginnende 19. Jahrhundert, suchte eine Adresse nach der anderen auf, fragte sich durch das halbe Wien. Er erhielt sogar eine Audienz beim Kaiser.

Das Ergebnis blieb stets dasselbe: niemand hatte je von einem Ludwig van Beethoven gehört. Es gab in Wien keinen Komponisten mit diesem Namen und die Stücke, die angeblich zu dieser Zeit längst in Österreich und Preußen die Runde hätten machen sollen, gab es nicht.

Aus jedem Gespräch ging er mit demselben Ergebnis heraus: „Beethoven? Ludwig? Nie von ihm gehört!“

In einem letzten verzweifelten Versuch, sein Idol zu finden, ging er durch die Zeit nach Bonn und suchte ihn in den Wirren des besetzten Rheinlands. Vielleicht war der Meister doch zurück nach Bonn gezogen und der Forschung war sein Umzug entgangen? Es war zumindest eine Möglichkeit. Während seiner frenetischen Suche war der Zeitreisende mehrmals gezwungen, vor der französischen Obrigkeit in seine eigene Zeit zu fliehen. Er war ein Fremdling und fiel als solcher durch Sprache und Verhalten stark auf.

Doch letztlich hielt er einen unumstößlichen Beweis in den Händen: die Sterbeurkunde eines Kindes namens Ludwig van Beethoven in Bonn im Juli 1777. Der Meister war im Alter von gerade einmal sechs Jahren an einer unbekannten Ursache gestorben. Die Familie hatte ihn bereits vergessen. Das 19. Jahrhundert drehte sich weiter, ohne den größten Komponisten aller Zeiten.

Im 24. Jahrhundert erlebte der Zeitreisende einen Zusammenbruch. Immer und immer wieder hörte er sich Beethovens Werke an, aß kaum, schlief schlecht und wandelte durch die lebende Welt wie durch eine Welt der Schatten. Die unsterblichen Werke, unnachahmlich und ein Meilenstein der klassischen Musik, waren nur Fantasiegebilde und die Welt würde sie bald vergessen, wie sie ihren Schöpfer vergessen hatte.

Der Zeitreisende fiel in eine tiefe, existenzielle Krise.

Pünktlich im Jahr 1782 wurden die Dressler-Variationen unter dem Namen „L. van Beethoven“ in Bonn veröffentlicht. Den Verfasser kannte niemand persönlich. Die Beethoven-Familie verneinte jede Beteiligung, sodass der Urheber über die Jahre als Geist von Bonn unbekannt blieb. In der Stadt munkelte man dennoch, die Familie hätte ihre Hände im Spiel. Wer das Gerücht initiiert hatte, wusste niemand.

Erst Jahre später und nachdem etliche Werke, die die Welt in Staunen versetzt hatten, veröffentlicht worden waren, trat ein bislang unbekannter Mann ins Rampenlicht und stellte sich als die Legende von Bonn vor. Den Namen, den er nannte, war Ludwig van Beethoven und er gestand, dass er alle bisherigen Veröffentlichungen unter L. van Beethoven zu verantworten hatte. Er beeindruckte mit seinem Können am Klavier und faszinierenden Kompositionen. Das Rheinland lag ihm bald bewundernd zu Füßen. Doch er wollte mehr und es zog ihn in die weite Welt.

Als Ludwig van Beethoven endgültig von Bonn nach Wien umsiedelte, eilte ihm bereits der Ruf als „wunderlich“ voraus. Er hatte seltsame Gebaren und eine fast unverständliche Sprache. Doch seine Musik – seine Musik war unvergleichlich.

In Wien machte Ludwig Bekanntschaft mit Haydn, Schenk und Salieri. Sein bisweilen kurioses Verhalten schob man seiner Genialität zu. Die Vergangenheit tuschelte, was die Zukunft bald auch denken würde: Ging nicht mit jedem Genie auch ein gewisser Wahnsinn einher? Seine Sprache fiel besonders auf, denn sie hörte sich befremdlich an, sodass Beethoven grundsätzlich nur noch nuschelte und seine Taubheit vorschob. Er könne sich ja selbst nicht hören!

Er zog oft um, spielte Klavier vor der höchsten Gesellschaftsschicht Wiens, veröffentlichte ein Stück nach dem anderen. Niemand sah ihn die Kompositionen schreiben und wenn Freunde oder Familienmitglieder überraschend in sein Schreibzimmer traten, fanden sie ihn verloren zwischen unzähligen Blättern voller bereits gedruckter Seiten

und frischen, halb vollgekritzelten Manuskripten. Konsequenterweise warf er jeden aus seiner Stube: er wäre doch taub und müsse sich konzentrieren! Mit der Zeit wurde sein Verhalten immer unverständlicher.

Den Streit um seinen Neffen Karl führte er vordergründig aus Sorge um das Kind, doch Freunde hörten ihn öfter murmeln, dass jemand das Erbe antreten müsse, um die unvollendeten Werke noch ans Tageslicht zu bringen. Er könne nicht ewig bleiben.

Seine letzten Werke veröffentlichte der Meister kurz vor seinem Tode, wobei die Frage offenblieb, wann er sie wohl verfasst haben könnte, da er meist bettlägerig war. Doch die Kompositionen tauchten zuverlässig und in regelmäßigen Abständen auf. Der mittlerweile berühmte Ludwig van Beethoven lieferte seine Musik, die Generationen verzaubern sollte, mit der Präzision eines Schweizer Uhrwerks.

Nach seinem Tod 1827 wurde der Leichnam in aller Stille begraben und ein zerlumpter, von Krankheiten des 19. Jahrhunderts geplagter Zeitreisender, kehrte in seine eigene Welt zurück. Er war dermaßen stark gezeichnet, dass auch die Medizin des 24. Jahrhunderts nicht mehr für ihn machen konnte, als die Schmerzen zu lindern in seinen letzten Stunden.

Doch der Zeitreisende starb mit einem Lächeln, während Beethovens Mondscheinsonate leise an seinem Sterbebett gespielt wurde.